

Wilhelm Wissmann

27. 2. 1899 – 21. 12. 1966

Zum Abschied vom irdischen Teil unseres Kollegen, Lehrers, Mitarbeiters, Freundes Professor Wilhelm Wissmann kann ich nur eine erste allervorläufigste Würdigung seines Werks und seines Lebens versuchen. Seine Persönlichkeit, seine Art zu arbeiten und zu leben war so, daß all die weitverzweigten Wege erst später und nur nach und nach zu übersehen sein werden, die seine Bedeutung ausmachen – all die Wege, auf denen er uns nun schmerzlich fehlt.

Wilhelm Wissmann war ein Berliner Kind. Dort geboren am 27. Februar 1899, Abitur 1917, nach Kriegsdienst Studium seit 1919, Dozent 1933. Über Halle, Freiburg und Königsberg kehrte er nach dem letzten Krieg auf den Lehrstuhl seines Lehrers zurück und wurde bald auch zu einem der aktivsten Mitglieder der Berliner Akademie. Von daher schon könnte, so mag es scheinen, ein breiter Teil seines Lebens wie seines Schaffens verstanden werden. Im Leben: sein Berliner Witz und Anekdotenschatz, aber auch seine unausdeutbar tapfere Nüchternheit; seine Geschäftsgewandtheit trotz professoralem Insichgekehrtsein; sein aufgewecktes Urteil über die „Gegenwart“ in vielem Sinn, obwohl es ihm niemand ansah, der ihn nicht kannte. Auch als er 1953 als Nachfolger Ferdinand Sommers dem Ruf nach München folgte, gehörte die Reise nach Berlin, familiär und dienstlich, bis zuletzt zu seinem Lebensrhythmus. 1957 wurde er Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, auch hier überaus gewissenhafter Mitarbeiter in allgemeinen Angelegenheiten und mehreren Kommissionen der Akademie, Vorsitzender der Kommission für Namensforschung.

Auch in der Wissenschaft verlor er nie ganz den unverwechselbaren Dialekt der Berliner germanistischen Schule, in der er begann. Aber wie im Leben so brach er auch in der Wissenschaft sehr früh daraus aus in die Weite der indogermanistischen Sprachwissenschaft, auch in Berlin, in der Schule von Wilhelm Schulze.

Was diese Weite ausmacht und wie er sie persönlich noch einmal ausdehnte – von außerordentlichen Sprach-Detail-Kennt-

nissen einerseits bis zu wissenschaftstheoretischer Reflexion andererseits, die ihn auch noch den formalisierten Strukturalismus von heute verfolgen wenn auch nicht lieben ließ, beides immer neu bewährt in Rat und Hilfe und Mitarbeit für die unterschiedlichsten Unternehmungen und Projekte – wie also er diese Weite ausfüllte, kann allerdings aus den Arbeiten, die er veröffentlichte, viel weniger direkt abgelesen werden als etwa aus denen seines Lehrers Wilhelm Schulze und seines Freundes Ernst Levy, die er sammelte und herausgab. Er ließ von sich nur drucken, was er in festen historischen Bahnen ganz sicher zu haben glaubte und für wenigstens sagenswert hielt, meist im Umkreis der germanischen Sprachen. So sind alle seine Bücher, Akademieschriften und Aufsätze nur Fragmente – die „Nomina postverbalia“, das Buch über die „Buche“, die Arbeiten über „Ausdrucksverschärfung und die Lautverschiebungen“, über den „Skop“, über „Tatian“, über den „Abrogans“ – Fragmente eines sehr viel breiteren, aber verschwiegenen Forschens und viel weiterer Perspektiven. Wenn man ihn nötigen wollte, da oder dort endlich das abschließende Wort zu sagen, die abschließende Edition herauszugeben, verwies er lachend ins Unabsehbare.

Er war nicht ein Sprachwissenschaftler, der aus Wörterbüchern arbeitete. Der Kontext der Wörter, Formen, Sätze, seine philologischen Probleme, seine literarische Funktion, Überlieferung, Bedeutung war der unerläßliche Untergrund, und gerade darin war er seinen Schülern, Mitarbeitern, Freunden gegenüber, auch immer nur lächelnd, überlegen. Und seine Bibliothek, die er nach Kriegsverlust noch einmal aufbaute, aus der er immer gern Schätze spendete, war unerschöpflich auch in alten und neuen Literaturen. Er konnte Dilettant sein im liebenswürdigsten und gründlichsten Sinn des Wortes.

Wo er urteilen zu können glaubte, war er fest, oft hart. Aber wo er helfen konnte, auch im Fernsten und Fraglichsten, war er rückhaltlos hilfsbereit, mitverantwortend, ohne Rücksicht auf eigene Unaufschiebbarkeiten. So liegt auch der weitaus größere Teil seiner wissenschaftlichen Fruchtbarkeit verborgen in Sammelwerken nicht seines Namens – im Grimmschen Wörterbuch, in Marzells „Pflanzennamen“, im Goethe-Wörterbuch usw. – und in Rat, Hilfe und Tat in vielen Akademie-Unternehmungen,

so für die „Deutsche Literatur-Zeitung“ und „Forschungen und Fortschritte“. Da konnte auch sein Sinn für Wissenschaftsgeschichte sich auswirken, seine Sorge für Wissenschaftsmoral, seine Begabung fürs Ausgleichen von Gegensätzen.

Wer ihn nicht kannte, mochte ihn manchmal für trocken halten, für einen Formalisten in Verfahrensfragen, für abweisend. Aber wer ihn kannte, sah auf dem Grund die Lauterkeit, die Treue, die Güte. Seinem Seminar, seinen Schülern – die er, übergewissenhaft, fast alle verwaist zurückläßt – und all den Mitarbeitern in von ihm verantworteten und mitverantworteten Wissenschaftsunternehmungen war er ein väterlicher Freund. Er gewährte Freiheit, konnte vertrauen, ohne vertraulich zu werden, ohne strengste Ansprüche preiszugeben. Und wer es erfahren hat, weiß welch ein Freund er im Leid sein konnte, welch ein Freund auch für die Freude der andern trotz schwer erfahrenen und wortlos getragenen eigenen Leides. Die Krankheit und der Tod seiner ersten Frau Eva, geb. Pretzel, die Neubelebung mit seiner zweiten Frau Annemarie, geb. Hoffmann, für nicht einmal zwei Jahre, seine eigene Erkrankung durften seine Freunde miterfahren, aber nur durch einen Schleier von „Haltung“, die ohne je unpersönlich zu sein immer von sich weg ins Sachliche verwies. Wer ihm helfen wollte, dem wurde nur selbst geholfen.

Er war unermüdlich im Aufarbeiten selbst der dicksten Berge von Skripten, die ihn doch nicht zu vorschnellem Urteil verleiten konnten. Er hat immer und bis ins Letzte sein Haus bestellt, wie schließlich noch wenige Wochen vor seinem Tod seine Nachfolge in der Fakultät. Als ein „getreuer Arbeiter“ ist er in die ewige Wahrheit eingegangen. Er darf nun ruhen.

Hugo Kuhn